



Bonifatiusbote

314 14: B40

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Aktien-Druckerei in Fulda.

Nr. 1. Sonntag den 4. Januar 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonizelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Ankunst-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Neujahrsgedanken. — Die Kirche. — Ein Weihnachtsgast. — Die Kirche. * — Etwas für die Frauen. — Ruslos für die Leben Erbkommunikanten. — Mut im Witaaleben.

Wochentalender.

- Sonntag, 4. Januar., nach Neujahr; Titus.
- Montag, 5. Jan., Telephorus, Märtyrer.
- Dienstag, 6. Jan., St. 3 Könige.
- Mittwoch, 7. Jan., Valentin, Bischof.
- Donnerstag, 8. Jan., Severin, Abt.
- Freitag, 9. Jan., Julian und Sabina, Märtyrer.
- Samstag, 10. Jan., Agathon, Papst.

Sonntag nach Neujahr.

Die Rückkehr aus Ägypten.
Evangel. Matth. 2, 19-21.

Neujahrsgedanken.

Was alte Jahr ist vorüber, ein neues ist gekommen.
Wir nennen es ein neues Jahr; aber wenn wir uns besinnen, müssen wir dann nicht sagen, daß das neue Jahr nicht viel Neues an sich hat? Kinder staunen alles an und halten es für neu, aber wer Erfahrung gesammelt, sieht, daß im Grunde immer das Gleiche wiederkehrt. Die Sonne geht auf und geht unter von Tag zu Tag, nach dem Winter kommt der Frühling und bringt dieselben Blumen wie früher, und die Vögel singen dieselben Lieder, das Jahr geht den gleichen Kreislauf. Auch das Menschenleben geht gewöhnlich seinen gleichen Weg, wenn auch hier und da ein besonderes Ereignis oder ein Wechsel eintritt. Und diese Ereignisse — sind sie denn wirklich neu? Andere Menschen vor uns haben dasselbe erleben müssen. Der weise Ben Atiba sagt: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.
Wer hat recht, die arabe Weisheit des Ben Atiba oder das junge Staunen des Kindes, das alles, was da kommt, für neu hält?
Ben Atiba mag sagen, was er will; wir halten es mit der kindlichen Auffassung, sie geht in ihrer naiven Frische weiter, als das müde Auge des Weisen. Nichts Neues soll es unter der Sonne geben? Im Gegenteil, es gibt nichts Altes, alles ist neu. Kein Tag gleicht vollkommen dem anderen, keine Stunde, ja, kein Augenblick ist dem vorhergehenden völlig gleich. Es sind lauter neue Blumen, die im Frühling ausblühen, wenn auch derselben Art, wie von altersher, und jedes Weisen, das aus dem alten Jahre ins neue hinüberge-

treten ist, hat sich verändert. Es ist nicht mehr völlig das alte, sondern ist in etwa neu geworden, wenn auch mitunter scharfe Augen dazu gehören, um die Neuheit zu entdecken. Nichts wiederholt sich genau in derselben Weise, wie es schon einmal geschehen ist. Die ganze Natur, das ganze Leben ist ein unerschöpflicher Quell, aus dem immer und immer wieder Neues hervorsprudelt in wunderbarem Reichtum. Ein ewiger Wechsel ist in den Dingen, eine stete Veränderung, alles ist in Fluß, und nichts steht still.

So ist es in Wirklichkeit.
Darin zeigt sich nun zunächst die Unbeständigkeit des Irdischen, da ja nichts unverändert beharren kann, und mag es feststehen scheinen, wie der Felsen im Erdboden. Es ändert sich und zwar in der Weise, daß es, sich entwickelnd und ausgestaltend, zugleich seiner Auflösung und seinem Ende entgegengeht. Auch von uns gilt das. Es gibt keinen Stillstand in unserem Leben, sondern jeder Herzschlag und jeder Atemzug zehrt daran, zehrt an unserer Kraft und an unserem Dasein, bis wir ins Grab sinken.

Darin zeigt sich weiter die Erhabenheit Gottes, der über allem Wandel und Wechsel steht, von keinem Schatten der Veränderlichkeit berührt, ewig der alte und ewig jung. Die Jahre und Jahrtausende wandern vor ihm vorüber, wie ein Strom fließt das Menschenleben zu seinen Füßen, aus dem dunklen Vorn der Zukunft kommend und in den Abgrund der Vergangenheit fließend, der unerfüllt alles verschlingt. Er allein sitzt auf ewigem Throne, derselbe gestern und heute und immerdar.

Darin zeigt sich der unendliche Reichtum Gottes, der alles kommen heißt und trägt mit seiner Kraft und allem seine Zeit gesetzt hat, damit es Neuem Platz mache. Immer neue Gebilde läßt er ins Dasein treten, immer neue Ereignisse führt er herauf, in unabsehbarer Folge, ohne daß seine Fülle sich erschöpft, ohne daß er sich wiederholt. Millionen und Millionen kommen und gehen, haben ihre Seele, ihr Gesicht und ihr Schicksal, und keins ist wie das andere, — ja, ist wohl ein Blatt am Baume, ein Halm auf dem Felde dem andern völlig gleich? Und ein tiefer Sinn waltet in dem bunten, ewig sprudelnden Ueberfluß, eine leise Hand entwirrt und schlägt die tausend sich kreuzenden Fäden. Immer neu ist Gottes Reich und Weisheit, die in allem wirkt, was da lebt, und immer neu ist seine Liebe und Gnade, die alles umjängt und das kleinste nicht vergißt.

Doch ist in diesem großen Strom des Erdenlebens wohl alles veränderlich, aber nicht alles vergänglich. Wie lichte Funken, die nie verlöschen, sind die unsterblichen Seelen hineingeworfen in diesen Strom, zahllos wie die Sterne am Himmelzelt. Die Sterne am Himmel werden erbleichen und erlöschen, wenn ihre Zeit um ist; die Seelen leben fort in alle Ewigkeit, und auf jeder Seele ruht Gottes Vaterauge mit liebevollem Erbarmen — auch auf der deinen. Alle diese Seelen sind berufen, aus diesem Strom der Vergänglichkeit emporzuheben und sich zu sammeln am Throne Gottes in dem ewigen Lichte seiner Huld — auch die deine.

Wie ist es nun mit dieser deiner Seele? Ist sie im Aufsteigen begriffen, auf dem Wege zu Gott, zu ihrer ewigen Heimat, oder sinkt sie immer tiefer der Finsternis entgegen? Welche Richtung hat sie genommen im verflossenen Jahre? Nimmer steht sie still, sie bleibt nie dieselbe. Sie geht weiter in ihrer Entwicklung, entweder auswärts oder abwärts. Wohin?
Diese große Frage sollst du dir stellen und beantworten zum neuen Jahre.

Die Kirche.

Was die Kirche nicht ist.

Nicht wenige Katholiken gibt es, die eine ganz ungenügende und falsche Vorstellung haben von dem, was die Kirche ist.
Die Kirche, meinen sie, sei die Gesamtheit der Geistlichen, deren Aufgabe es sei, das religiöse Leben des Volkes zu pflegen, zu fördern und seinen „religiösen Bedürfnissen“ nachzukommen. Was diese unter sich vereinbarten, das sei Kirchenlehre, das sei Kirchengesetz.
Diese Auffassung ist grundsätzlich. Die Geistlichen, die Priester sind nicht die Kirche, sie sind Diener der Kirche und, wie alle anderen Gläubigen, auch Glieder der Kirche.
Andere meinen: Kirche sei so viel wie christliche Religions-Gesellschaft, christliche Kultus-Gemeinde, und je nachdem die Christen die Lehren des Heilandes verschieden auffassen und anwenden, die einen so, die anderen anders, gebe es verschiedene Kirchen, eine katholische, eine lutherische, eine reformierte, eine englische, eine russische Kirche.
Auch diese Auffassung ist ganz falsch. Der Begriff der Kirche befaßt viel mehr, als die äußer-

liche Zusammengehörigkeit derer, die in gleich r Weiße Gottesdienst feiern, gewisse Lehren für wahr halten und au's Leben anwenden.

Ja sogar wenn jemand sagte: „Die Kirche ist die Gemeinſchaft derer, die den rechten Chriſten-glauben, die rechten Sakramente, die rechte Kirchen-regierung haben.“ ſo wäre das wohl richtig, aber damit wäre nur geſagt, welche Menſchen zur Kirche gehören, nicht aber, was die Kirche iſt.*)

Was die Kirche iſt.

Die Kirche iſt die von Jeſus Chriſtus gegründete Heilſanſtalt zur Erlöſung der Menſchheit. Den Menſchen aller Zeiten das ewige Heil zu bringen, war der Sohn Gottes unter den Menſchen erſchienen. „Niemand kommt zum Vater, außer durch mich.“ ſo sprach er. (Joh. 14, 6.) Nur kurze Zeit wußte er unter den Menſchen, er iſt wirkſam gelebt zu ſeinem himmliſchen Vater. Bevor er aber von dieſer Erde ſchied, trug er Sorge, daß auch ſortan bis an's Ende der Welt die Menſchen „durch ihn zum Vater“ kommen könnten. Er trat Vorkehrungen, daß immerfort unſterblich richtig ſeine Lehre verſtanden würde, daß unſterblich neu ſeine Gnaden-mittel ausgeſendet und die Menſchen unſterblich ſicher zum ewigen Heile geführt würden. Die Veranſtaltung nun, in der dies alles bis an's Ende der Zeit geſchehen ſoll, das iſt die Kirche. In ihr lebt Chriſtus fort, in ihr vollendet ſich das Werk der Erlöſung, indem die Erlöſungsgnaden bis zum Weltende den Menſchen zugewandt werden. Das iſt die Kirche.

Aus dem Geſagten ergibt ſich:

1) Es kann nur eine wahre Kirche geben.

Chriſtus hat nur eine Heilſanſtalt gegründet. Nur dieſer einen hat er ſeine Lehre, ſeine Gnadenmittel, ſeine Heilsvollmachten übertragen. Nur von einer Kirche hat er geredet: „Ich will meine Kirche bauen“, nicht meine Kirchen. Nur einer eintragen und nicht mehreren Kirchen hat er den hl. Geiſt verheißen, und nur für dieſe eine hat er geſornt und es verbürgt, daß ſie immer die rechte Lehre, die rechten Sakramente, die rechten Heilsvorſchriften den Gläubigen bieten würde. Ein Widerſinn alſo ohne gleichen iſt es, anzunehmen, es könne mehrere Kirchen geben, die (obwohl ſie einander in der Lehre widerſprechen) dennoch gleichberechtigt ſein und gleich gut das ewige Heil vermitteln könnten. Ja, wenn es gleichgültig wäre, was die Chriſten glauben und ob ſie überhaupt etwas glauben, und welche Sakramente ſie empfangen, und ob ſie überhaupt ſolche empfangen, und nach welchen Satzungen und Geboten ſie leben — wenn „Kirche“ nichts anderes bedeutete als „Chriſtliche Kultus-Gemeinde“, dann freilich könnten auch mehrere Kirchen gleichberechtigt neben einander beſtehen. Wenn aber die Kirche die von Chriſtus gegründete Heilſanſtalt iſt, und wenn Chriſtus nachweisbar nur eine ſolche Heilſanſtalt gegründet hat, dann kann es für uns nur eine Kirche geben; das muß jeder einſehen.

2) Dieſe Kirche iſt allein ſeligmachend.

Daß damit nicht geſagt iſt, alle ſeien ewig ver-loren, die nicht zu dieſer allein ſeligmachenden Kirche gehören, iſt wiederholt in dieſem Blatte ſchon dargelegt worden.

Nur eine Kirche iſt die wahre Kirche, und dieſe allein iſt ſeligmachend. Die anderen falſchlich ſo-genannten „Kirchen“ können deshalb nicht ſelig-machend ſein, weil ſie nicht die von Chriſtus ein-geſetzte Heilſanſtalt ſind; ſie ſind Gründungen von Menſchen. Menſchen aber können in gar keiner Weiſe irgend welche Anordnungen treffen, irgend

welche Anſtalten ins Leben rufen, durch die das ewige Heil erlangt werden kann. Das kann nur Gott allein.

Iſt aber die wahre Kirche allein ſeligmachend, dann ſind alle Menſchen, welche die Kirche als Heilſanſtalt Chriſti erkennen, verpflichtet, in ſie ein-zutreten. Wo denn anders ſollen die Menſchen ihr Heil finden? Wollen ſie gerettet werden, müſſen ſie der Kirche ſich anſchließen. Denn: „Niemand kommt zum Vater als durch Chriſtus“ (Joh. 14, 6.); die Kirche aber iſt der auf Erden fortlebende Chriſtus. Darum ſagt auch der Herr ausdrücklich: „Wer die Kirche nicht hört, der ſei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder.“ (Matth. 18, 17.) Und wiederum: „Wer nicht glaubt (den Apoſteln und ihren Nachfolgern), der wird verdammt werden.“ (Mark. 16, 16.)

3) Die Kirche iſt ſichtbar, erkennbar.

Wenn die Kirche wirklich die Heilſanſtalt Chriſti iſt, dann muß ſie als ſolche erkennbar ſein. Wäre ſie es nicht, wäre ſie (wie von gewiſſer Seite behauptet wird) „die unſichtbare Gemeinſchaft derjenigen, welche die rechte Lehre und die rechten Sakramente haben“ — dann hätte Chriſtus gehandelt wie ein Tor! Zum Heile der Menſchheit wollte er eine Veranſtaltung treffen und hätte ver-ſäumt, ſie den Menſchen kenntlich zu machen. Er hätte gehandelt wie ein Tyrann, da er trotzdem unter der Strafe der ewigen Verdammnis (Mark. 16, 16) die Menſchen aufforderte, in dieſe unſicht-bare, nicht erkennbare Kirche einzutreten. Nein, ſo wahr Jeſus Chriſtus die ewige Weiſheit ſelber iſt, ſo wahr iſt es, daß ſeine Kirche ſichtbar, erkenn-bar ſein muß.

4) Die Kirche iſt unvergänglich.

So hat der Herr geſagt: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“ (Matth. 28, 20.) Bis an's Ende der Welt alſo muß die Kirche ſtehen. Er hatte ihr den hl. Geiſt ver-heißen: „In Ewigkeit wird er bei euch bleiben.“ (Joh. 14, 16.) Ausdrücklich gab Jeſus die Ver-heißung: „Die Thoren der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 18.)

Jeſus Chriſtus iſt Gott. Was er ſelber ein-gerichtet hat, auf daß es weltweite Zeiten beſtehe, das kann nicht zugrunde gehen, das kann in keinen Weilen nie ſo verdorben werden, daß es durch Menſchen wiederhergeſtellt, verbessert, reformiert werden müßte. Wer will Meifter ſein über den allmächtigen, all-weiſen Gott? Dürftes Unterfangen, wollten Menſchen jemals reformieren, verbessern, was Gott ſelber geſchaffen hat und im Dasein erhält; ver-meinten ſie, dasjenige wiederherſtellen zu müſſen, wovon der allmächtige, allweiſe und allwiſſende Gott ſelber geſagt hat: „Ich will meine Kirche bauen . . . die Thoren der Hölle werden ſie nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 18.) Die Menſchen in der Kirche können reformiert werden, die ein-tachen Gläubigen, wie die Prieſter, Bischöfe und Päpſte, die Kirche niemals! Wäre die Kirche je-mals ſchadhaft geworden, daß ſie hätte von Menſchen ausgebeſſert werden müſſen, dann wäre auch der Beweis erbracht, daß Chriſtus ein Lügen-propheet, daß er nicht Gott iſt. Dann ſort mit dem Chriſtentum! Doch nein, Chriſtus iſt Gott. „Himmel und Erde werden vergehen, ſeine Worte werden nicht vergehen.“ (Matth. 24, 35.) Die Kirche iſt unvergänglich.

Ein vorläufiges Ergebnis.

Nur eine Kirche kann es geben; ſie allein iſt die ſeligmachende, ſie iſt unumgänglich und unver-gänglich, ſie iſt als Heilſanſtalt Chriſti erkennbar, ſie muß es ſein. Das alles iſt klar, und nur wer nicht ſehen will und ſein Auge abſichtlich der Wahrheit verſchließt, nur ein ſolcher mag obige Sätze beſtreiten.

Das Geſagte mag genügen, um zu erkennen, welche von den Chriſtlichen Religionsgenoſſen-ſchaften, die den Anspruch erheben, die wahre Kirche zu ſein, es nicht ſind, nicht ſein können.

Iſt die Kirche unvergänglich, dann muß ſie ſeit ihrer Gründung durch Chriſtus immer und allezeit beſtanden haben.

Es beſtand aber: die griechiſch-ruſſiſche „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1100; die lutheriſche „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1518; die reformierte „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1525; die enaliſche „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1532; die deutſchkatholiſche „Kirche“*) nicht vor dem Jahre 1814; die altkatholiſche „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1870.

Vor den genannten Jahreszahlen wußte man noch nichts von den betreffenden „Kirchen“. Sie exiſtierten nicht.

Sie ſind nicht die wahre Kirche, ſie können es nicht ſein.

Katholiſche Chriſten! Freuet euch und danket Gott! Ihr ſeid in der wahren Kirche, und ihr a-ein!

*) Inzwiſchen wieder vom Erdboden verſchwunden.

Ein Weihnachtsgaſt.

Von Redeattis.

(Nachdr. verb.)

W eihnachtsabend war's, und weihnachtlich und feſtlich jah es bei Rendant D'gers aus. Auf dem mit einem weißen Tuch belegten Tische ſtand der Weihnachtsbaum mit Lichtern und rüßen Früchten geſchmückt, unter ſeinen grünen Zweigen war das Kripplein hergerichtet — und ſchäftig trippelte Frau Hilgers hin und her, den Aufbau zu vollenden. Auf ihrem guten Geſichte ſhonte Weihnachtsriede und Freude. Datten Maria und Joeph einſt vergeblich an die Tären Bethlehem's geſucht, mußte das göttliche Kind ſich in einem Stalle und Kripplein, bei Ochs und Eſel genähen laſſen, ſo ſollte dafür, was an ihnen lag, an dieſem goitgeſegneten Abend kein Chriſtenmenſch im Städtchen ohne Weihnachtsfreude bleiben und unſiont an ihre gaſtliche Täre klopfen. In Chriſt-kindleins Namen, ja alſo den Himmelsgart ſelber, ſo nahmen die Ehegatten an jedem Weihnachts-abend die Fremdlinge bei ſich auf, nach guter, ſchöner Sitte, an ihnen gut zu machen, was die Bethlehemiten gegen die heilige Familie geſündigt. Zu dieſem Zweck ging Herr Hilgers, ſobald es zu dämmern begann und die heiligſte Nacht ſich an-ländigte, zu den Berbergen des Städtchens, jeden armen Fremdling, der ſonſt nirgends Weihnachten feiern konnte, zu ſich in ſein Haus zur Weihnachts-treude zu laden.

Nun verſtehen wir auch Frau Hilgers vorzüg-liches Wollen. Da ſie die Zahl ihrer Weihnachts-gäſte nie zum voraus wußte, mußte ſie, ſonſtigen, auf alle Fälle gerüſtet zu ſein. Hatte ſie auf zu viele Gäſte gerechnet, blieben von den warmen Soden übrig, die ihre fleſigen Hände im Laufe des Jahres für dieſelben geſtrickt oder auch von den Chriſtſtollen, es fanden ſich im Spital Ab-nehmer dafür.

Und jetzt ging auch ſchon die Hausglocke, ein Zeichen, daß Herr Hilgers mit ſeinen fünf Gäſten nahte. Vielleicht war unter dieſen einer der andere, der ſich heimlich über den leiſamen Klauz luſtig gemacht, der ſie zu ſich zur Weihnachtsfreude ge-laden, oder auch einer, der ſehr hatte genötigt werden müſſen — unſer Ehepaar hatte unter ihnen Gäſten ſchon manch einen geholt, der trech und ohne hochheilich Kleid erſchien, allein das hatte ihrer Güte und Freundlichkeit keinen Abbruch getan, denn nicht um Gericht zu ſeben, ſondern um ſie zum Freie der unausſprechlichen Brumbergkeit Gottes aufzutodern, waren ihre Gaſte geladen. Und weil das von ſeiten des Ehepaars ſo ganz von Herzen geſchah, ſo hatten ſie in ihren geſegneten Weihnachtsabenden manch gutes Kördchen, trotz der etwaigen Unquſt des Bodens, ausſtreuen dürfen, das Frucht für die Ewigkeit getragen. Auch heute ſetzte die herzgewinnende Freundlichkeit der Gaſtgeber über die Spiddigkeit der Gäſte.

Zum mindeſten hellten ſich deren Geſichter zu-ehend's auf, und als die Geladenen erſt an der feſtlich geſchmückten Tafel Platz genommen, ſich

*) Das deutſche Wort „Kirche“ kommt aus dem Griechiſchen und bedeutet zunächſt: Haus des Herrn. Im übertragene Sinne: die im Gotteshaufe verſammelten Gläubigen, alſo die gläubige Gemeinde; endlich die Geſamtheit der Gläubigen. Das lateiniſche Wort ecclesia kommt auch aus dem Griechiſchen, wo es urprünglich Volksverſammlung bedeutet. — Der Katechiſmus antwor-tet auf die Frage: „Was iſt die Kirche?“ „Die Kirche iſt die ſichtbare Gemeinſchaft aller rechtgläubigen Chriſten auf Erden unter einem gemeinamen Oberhaupte, dem römischen Papſte, und den mit ihm vereinigten Biſchöfen.“

an dem herrlich zubereiteten Karpfen, den wohl manch' einer der armen Wanderburschen lange nicht verkostet, wohlgetan hatten, da fand auch wohl das freundlich mahnende Wort Herrn Hilgers Eingang in die Herzen. Seine Gäste begriffen es, daß es das Christkind war, das echte, rechte Liebe auf die Welt gebracht, daß ein Band der Freundschaft und Verwandtschaft sich um diejenigen schlingt, die sich Christen nennen und den Herrn bekennen. Keiner von ihnen hatte einen spottenden Gedanken über ihre Gastgeber, nein, sie fühlten sich selbstbewusst, und als jetzt die Türe des Nebenzimmers geöffnet wurde, der hellstrahlende Christbaum mit dem Kripplein unter seinem grünen Gezweig sich ihren Blicken darstellte und Frau Hilgers auf dem Harmonium das süße Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ anstimmte, da füllte sich manches Auge mit Tränen, das lange nicht geweint, und die Erinnerung erwachte an schöne, längst verklungene Zeiten.

Keiner aber war mächtiger gerührt als jener blasse Gesell in schäbigem, für Winterkälte nicht gemachten Anzug. Hatte er anfangs versucht, die Tränen zurückzudrängen, riefelten sie ihm jetzt ungehindert über die Wangen.

Dabei kam's auch, daß er kaum ein Wort des Dankes hervorjammeln vermochte, als ihn Frau Hilgers mütterlich lieblich an den für ihn bestimmten Platz führte, wo außer den Christstollen, den Honigkuchen, Apfeln und Nüssen und den wollenen Socken auch noch ein warmes Halstuch lagerte, eben hinzugelegt wegen des dürrigen, dünnen Anzugs des blassen Geistes — Christian war eben zu tief bewegt, so daß sein Wort recht über die zitternden Lippen wollte. Allein das machte weiter nichts aus. Frau Hilgers hatte mütterliche Augen, damit erkannte sie den armen Burschen leichtlich. Er hatte nicht aufgeben — einmal draußen in der verführerischen Welt war er gestrauchelt, war er gefallen, und vielleicht so tief, daß er Mut und Kraft zum Wiederaufstehen verloren hatte. Darum bat die gute Frau auch das Christkind für diesen Geistes noch ganz besonders, daß das ihm Mut mache und Trost verleihe. Wo war doch ein besserer Platz, sich wieder emporzuraffen und ein neues Leben zu beginnen, als an der Krippe des Christkindes?

„Gelt, junger Mann,“ sagte sie freundlich, „es ist nicht leicht für den Wanderburschen, die rechte Straße allerwegen zu gehen; daher lohnt's sich schon, das Christkind darum zu fragen, das weiß den Weg zum Herzen Gottes.“

Und dann packte die gute Frau ihm seine Christgeschenke in eine große Düte; das warme Tuch aber mußte er gleich um den Hals legen, daß er nicht gar so arg friere, und es mußte wohl dick und warm sein, denn der dürrig gekleidete Gesell trug kein bißchen auf dem Wege zur Herberge zurück; oder war's die Wärme in Christian Wellers Herzen, welche die Winterkälte nicht aufgenommen hat?

Die soeben erlebte Weihnachtsfeier, die guten, herzlichen Worte, die ihm, dem Fremdlinge, von seinen Gastgebern zu teil geworden, hatten die herbe Rinde des Trostes und der Bitterkeit geschmolzen; die sich um seine Seele gelagert, so daß Reue und Sehnsucht sie erlösen mochten. Er leumete es sich nicht mehr, daß er Schuld an seinem Elende und daß er seiner Mutter Gramen und Schänen sei.

Als sein Vater plötzlich gestorben, da hatte Christian, überwältigt von Schmerz, heilig gelobt, jordan seiner armen, ihrer Stütze beraubten Mutter Tröst und Stütze zu sein. Ach, und wie schlecht hatte er solch Gelübde gehalten!

Anstatt seine Lehrzeit bei Meister Friedel, der jetzt auch sein Vormund geworden, also Vaterstelle bei ihm vertrat, gut zu beenden, und so das Sprichwort wahr zu machen „Ende gut, alles gut“, hatte sich Christian von leichtsinnigen Kameraden nur zu bald wieder verlaufen lassen, sein trohiges, widerspenstiges, zuchtloses Wesen herauszuschleifen. Er brauchte sich nicht schuldig zu lassen, wie ein dummes Junge; die Zeit, wo der Meister mit seinem Lehrlinge tun durfte, wie ihm beliebt,

waren vorbei. Vergeblich war's, daß die Mutter mahnte und bat; eines Tages warf Christian die Arbeit hin und machte sich auf und davon. Die Welt war groß und ein Bursche wie er fand überall Arbeit. Freilich amangs brannten doch die Tränen seiner Mutter noch zuweilen auf seinem Herzen, allein als Christian gute Arbeit fand, einen schmutzen Anzug auf dem Leibe hatte und sich obenan auch ein Bergkraut gönnen konnte, da deutete er sich ein ganzer Kerl, da war's mit der Reue aus und vorbei, da versprach er auch seiner Mutter goldene Berge, aber ach, wie bald hatte sich das Blatt wieder gewendet. Auch bei fremden Meistern galt das Gesetz, daß der Untergebene dem Vorgesetzten zu gehorchen hat. Allerdings konnte Christian dem Meister ebenso gut die Arbeit aussagen, als der Meister ihm, allein in den meisten Fällen geschah's doch ihm. Mit alten Vorurtheilen ist ja belannlich die Hölle geflastert, und da unter Bursche, großspartig und widerspenstig, am Arbeiten keinen rechten Gefallen fand, wohl aber an Lust und Genuß, so war's eben nicht zu verwundern, daß sein Ausrufen und Fleißigen keinen Bestand hatte, dagegen sein Niederlichsein und sein Leichtsinnguten Fortgang nahmen. Damit aber ging es bergab mit ihm, und zwar schneller und schneller, bis Christian innerlich und äußerlich immer mehr ein Lump ward und ordentliche, ehliche Arbeit weder fand, noch suchte. Ja ein richtiger Fehbruder war er geworden, der so weit das Gramen und Schänen verlernte, daß er, statt seine arme Mutter zu unterstützen, ihr durch allerlei List und Täuscherei den letzten Groschen abzudeckeln gewußt. Auch kürzlich hatte Christian wieder so einen lamentablen Brief an die alte Frau geschrieben, ob sie ihm nicht noch einmal aus der Not helfen wollte, in die Krankheit und Arbeitsmangel ihn gebracht.

Allein diesmal war es umsonst gewesen, die alte Frau hatte nichts mehr zu geben, als ihre Tränen und Gebete. Dagegen hatte ihm sein Meister und Vormund eine Epistel geschrieben, die dem liederlichen und nichtsnutzigen Sohne den Standpunkt gehörig klar machte, ob er sich rechtlich auch bereit erklärte, den verbummelten Lehrling, um besserer Mutter willen, in seine Werkstatt wieder aufzunehmen, so dieler nicht nur Reue heuchelte, sondern wirklich reuig heimkehrte — lange durfte er jedoch nicht dorn, um nicht etwa seine arme Mutter tot im Sarge zu finden, zu dem ihr ungeratener Sohn die Nägel geliefert.

Vielleicht hätte dieler Brief seines Eindrucks nicht verfehlt, ein Sohn bleibt eben doch ein Sohn, und der Gedanke, daß seine Mutter sterben könnte, ohne daß sie ihm verziehen, ließ sein Herz bange schlagen, allein bald wachte sein alter Trost auf, mit falscher Scham gemischt, und bald stand er in ihm fest, vor dem gestrengen Meister könne er nicht zu Kreuze kriechen — wie er es nannte. So schleuderte er denn weiter und hungerte und vor. Bitter empfand er das Ungemach des Winters, als Herr Hilgers plötzlich in die Wirtstube getreten, um unteren Geistes zur Christbescherung zu sich zu laden. Anfangs hatte Christian wohl gemeint, seinen Ohren nicht trauen zu sollen, dann hatte ihn Scham überkommen bei der herzugewinnenden Freundlichkeit Herrn Hilgers und schließlich hatte er doch „ja“ statt „nein“ zu der Einladung gesagt, obgleich ihm geweien war, als gleiche er dem Menichen, der es gewagt, ohne hochzeitliches Kleid zur Hochzeit zu kommen. Kein Wunder also, daß die schöne Feier und alle Güte, die sie weckte, sein trohiges, zages Herz wirklich gebrochen. Da sah Christian in seinem Kämmerlein, die große Düte mit Weihnachtsherrlichkeiten auf seinen Knien, und eine Träne nach der andern riefelte ihm über die Wangen, die Liebe Christi hatte ihn überwunden.

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen,“ so sprach er mit dem verlorenen Sohne. Sagen wollte er zu Mutter und Vormund: „Ich habe gesündigt und bin nicht wert, daß ihr mir den alten Platz in eurem Herzen und in eurem Hause gebet, ach, ich bin schon zufrieden mit dem allergeringsten Winkel!“ Nur daß die Heimat so gar weit von hier war, die Kälte so

wund und die Kälte so streng. Wie, wenn nun das Mütterchen stirbe, ehe er sein Heimatsdorf erreichte!

Wenn seine Reue zu spät käme! Fast mochte Christian Verzweiflung packen. Da stieg plötzlich der mit hellen Lichtern besteckte Weihnachtbaum mit dem Kripplein unter seinem Gezweig vor ihm auf, da umfing ihn die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, da betete er, wie er lange nicht gebetet, da brachte der arme verlorene Sohn dem Christkind die Myrrhen seiner heißen Reue, das Gold neu erwachten Glaubens und den Weihrauch brünstigen Gebets, und das göttliche Kind nahm seine Gaben anständig auf. Süßer Trost kam in Christians Herz und Mut, unverzüglich noch in der heiligen Nacht, wo Engel wohl dem Pilger ihre Geleite geben, die Heimkehr zu beginnen.

Nach langem er die wollenen Socken hervor, die die gute Frau Hilgers ihm geschenkt, sie gegen seine zerissenen zu vertauschen.

Wer aber beschreibt seine Freude, als er zwei blasse Taler aus einem der selben hervorjog? Die machten wohl gerade das Resegeld aus, um mit der Bahn in vierter Klasse in die Heimat reisen zu können. Unbeschreiblich heißer Dank schwellte Christians Brust — war es nicht wie ein Gnadenzeichen Gottes?

Und in der Tat mochte es Christian so ansehen. Grundätzlich machten Hilgers ihren Weihnachtsgästen sonst nie ein Geldgeschenk, in der Sorge, daß es schlecht angewendet werden möchte, allein bei dem blassen elenden Geistes hatte es Frau Hilgers unwiderstehlich gerieben, eine Ausnahme zu machen, er schien gar zu bedürftig, und dann war es ihm auch anusehen, daß Christkindleins Güte wirklich sein Herz gerührt, da sollte er den neuen Anfang nicht ganz mittellos zu setzen haben, so hatte sie gedacht und danach gehandelt — und so in der Tat dem armen Burschen eine große Wohlthat erwiesen.

Unverzüglich machte sich Christian auf den Weg nach dem Bahnhof, ihn just vor Abgang des Zuges erreichend, der ihn in die Heimat trug. Gerade läuteten die Glocken zum festlichen Hochamt des Weihnachtstages, als Christian sein Heimatsdorf betrat — und bewegt folgte er dem Rufe, verkündigten sie doch, daß der Vater auch ihm entgegenkam in unendlich'm Erbarmen und das Festmahl schon für ihn bereitet war.

Auch hatte keiner, trotz seiner Dürftigkeit zu ihm gesprochen: „Freund, wie bist du herin gekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an!“ als er sich als letzter der Gäste der Kommunionbank nahte, denn Christian hatte durch aufrichtige Beichte, durch Reue und Buße den herrlichen Schmuck der heiligmachenden Gnade neu erworben. — Und sollte ein so durch Gottes Guld Begnadeter nicht auch die Liebe und Verzeihung des Mutterherzens gewinnen, wie die Wiederaufnahme in der Werkstatt seines alten Meisters?

Wir brauchen nicht lange zu fragen. Ja, der Sohn fand die Arme seiner Mutter offen, und bei dem so streng erachteten ehemaligen Vormund und Lehrrern die Güte eines Vaters.

Und diesmal empfing Christian so große Güter nicht umsonst. Das Samenorn, das die guten Hilgers um des Christkindleins willen in das Herz des Wanderburschen gestreut, es ging auf und trug Frucht für Zeit und Ewigkeit. Christian Weller wurde ein braver Sohn, ein rechtschaffener Arbeiter und ein frommer Christ.

Die Kirche.

Es steht im Meer ein Felsen,
Die Wellen kreisen herum;
Die Wogen brausen am Felsen,
Doch fällt der Fels nicht um.

Ein Turm ragt über'm Berge,
Und schaut ins Thal hinab;
Die Stürme rasen am Berge,
Doch fällt kein Stein hinab.

Das ist des ewigen Treue,
Die wacht über Fels und Turm,
Es grünt und blühet aus neue
Der Kirche Baum trotz Sturm.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Etwas für die Frauen.

Als Kaiser Napoleon I., aller Ehren und Würden beraubt, in die Verbannung nach der Insel St. Helena gebracht werden sollte, ging er vorher noch einmal nach dem Schlosse Malmaison, wo seit um ehrgeiziger Pläne willen verstößene Gemahlin Josephine seit Jahren still verborgen lebte. Er reichte ihr die Hand zum letzten Abschied und bekannte in tiefem Schmerz: „Josephine Du bist doch mein schönstes Glück auf dieser Welt gewesen!“

Gewiß, eine brave und liebevolle Gattin ist ein unermesslicher Schatz für den Mann. Welch heilsamen Einfluß kann sie auf ihren Gatten ausüben; wie kann sie ihm durch Freundlichkeit, Liebendürftigkeit und Geßligkeit das Leben verschönern, wie vermag sie durch Bescheidenheit und Geduld und opferfreudige Liebe ihm Sorge und Mühe leicht zu machen! Wie viel trägt sie zum häuslichen Glück bei, wenn sie ihrem Gatten auch in der bescheidensten Wohnung es angenehm und heimlich zu machen versteht durch Ordnung und Sauberkeit! Selbst seine schwere Tagesarbeit wird ihm leichter, wenn er dabei denkt „Ich arbeite nicht für mich allein, sondern auch für meine so brave, vorzügliche Frau und für unsere von ihr so gut erzogenen Kinder.“

Wie die Frau aber nicht sein soll, wie sie sich um ihren Gatten das Leben verbittern kann, das mögen zwei kleine Gedichte sagen, eins älter und eins aus neuer Zeit; das erste ist von dem berühmten Volksprediger, Kapuzinerpater Abraham a Santa Clara, aus dem 17. Jahrhundert, das zweite ist aus unserer Zeit nach der bekannten Stelle aus Schillers „Lied von der Glocke“ gedichtet. Beide Gedichte, so launisch sie klingen, enthalten eine ernste Lehre:

Eine „liebevolle“ Ehefrau.

(Aus „Abraham a Santa Clara“.)

Will er sauer, so will ich süß,
Will er Wehl, so will ich Gries;
Schreit er „Hi“, so schrei ich „Ha“,
Ist er dort, so bin ich da;
Will er essen, so will ich fasten,
Will er gehen, so will ich rasten,
Will er rechts, so will ich links,
Sagt er Späß, so sag ich Fint;
Ist er Suppen, so ein ich Brocken,
Will er Strümpf, so will ich Socken;
Sagt er ja, so sag ich nein,
Trinkt er Bier, so trink ich Wein;
Will er dies, so will ich das,
Singt er hoch, so sing ich Was;
Sieht er aus, so sitz ich nieder,
Schlägt er mich, so frag ich wieder;
Will er „Hü“, so will ich „Hott“,
Das ist ein Leben, erbarm' es Gott!

Moderne Hauswirtschaft.

(Frei nach Schiller.)

Die Frau muß hinweg
Von Kochtopf und Nadeln,
Muß rauchen und radeln,
Muß lesen, studieren
Und politisieren,
Muß mitreden immer,
Zu Hans bleiben nimmer. —
Und drinnen waltet der tüchtige Hausherr,
Der Vater der Kinder,
Und schafft leise
Im häuslichen Kreise,
Und ehret die Mädchen,
Und prügelt die Knaben,
Sieht unterm Lanioffel
Und schält die Kartoffel
Mit stillem Behagen,
Und hat nichts zu sagen.

Mutlos.

Was uns am meisten mutlos macht im Leben,
Ist ungeliebte Arbeit, tote Kräfte;
Wir möchten eine Welt aus Angeln heben,
Und vor der kleinsten Blicke nehn wir erschlaßt.

Für die lieben Erstkommunikanten.

Zwei Apostel.

„Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem hl. Geist. Wie es war im Anfang, jetzt und zu ewigen Zeiten. Amen.“

Mit diesen Worten erhob sich die Bäuerin von den Knien und Kinder und Gesinde folgten ihrem Beispiele. Allabendlich betete sie mit dem ganzen Hausstand den Rosenkranz und aß dann mit dem Gesinde die Abendsuppe. Die Kinder hatten vorher Milch und Brot bekommen und gingen nun zu Bette. Mathias, der Älteste, stand nach dem Gutenachtgruß noch zögernd. „Nun?“ frug die Mutter, „hast du noch was?“ „Ach ja, Mutter. Ich möchte so gern auch den Winter durch so früh zur Stadt, daß ich mit den Schulkindern in die Messe kann — weißt du, weil ich doch im Kommunionunterricht bin.“ Die Mutter antwortete nicht gleich. Der fromme Sinn ihres Jungen freute sie; ungern hätte sie seine Bitte abgeschlagen. Wäre nicht letzten Sommer die Ziegelei da aus dem einsamen Felde an dem unheimlichen Weither entstanden, würde sie schon selbst erwogen haben, ob er nicht jetzt groß genug sei, auch in dunkler Winternacht den Weg zu machen, den er täglich zweimal ging. Aber nun wohnte in der jetzt verlassen dabeiliegenden Hütte ein fremder Mensch, von dem allerlei dunkle Gerüchte gingen. Sie hörte nicht darauf und wollte nichts Böses von ihm denken. Aber die Frau, die seinen Haushalt besorgte, sah so scheu und bestürzt aus, er selbst so wild und finster, daß sie stets ein ängstliches Gefühl überkam, so oft sie da vorbei mußte, so furchtlos sie sonst war. Mathias ertiet ihre Gedanken. „Wenn ich darf, geht der Andres von drüben auch mit“, bettelte er weiter, „allein fällt ihm der Weg zu lang im Dunklen“, sagt er. „Und ach, Mutter, da solltet ihr hören, welche schöne Vieder jetzt im Advent gerungen werden.“ Dabei leuchteten des Knaben Augen. „Nun“, sagte die Mutter jetzt, „ihr könnt ja mal versuchen. Wenn der Dezember mit Schnee und Eis kommt, werdet ihr's doch vielleicht leid.“ So zogen die beiden Jungen andern Morgens in aller Frühe durch das Dunkel, durch welches nur hie und da ein Sternlein schimmerte, tapfer dem Städtchen zu. Ein wenig Furcht beichlich sie doch als sie in die Nähe der Ziegelei kamen. „Du“, sagte Mathias, „da flimmert was Rötliches. Ich glaube, es ist in dem Häuschen des wilden Koles. Hast du bange?“ „Ach was“, entgegnete Andres, „wir haben unsern Schutzengel ja bei uns. Aber weißt du, Mathias, wir wollen ein frommes Lied singen. Ich habe mal von einem Kind gelesen das einen böien Geist damit gescheucht hat, da werden wir auch wohl den wilden Koles damit scheuchen, daß er uns nichts tut. Und hier auf dem Felde können wir auch singen, so laut wir wollen, da überschreien wir niemand.“

Mathias stimmte freudig zu, er sang für sein Leben gern und bald klangen die hellen Knabenstimmen durch das einsame Feld: „Tauet Himmel, Wolken regnet ihn herab.“ Immer freudiger, immer inniger wurde ihr Gesang, sie waren an der gefährdeten Hütte vorüber, ehe sie es wußten, sie hatten nicht bemerkt, daß ein Schatten dort am Fenster das alimmende Lämpchen völlig verdunkelte. Es war die Frau, die Koles den Hausstand führte. Sie stand noch lauschend, bis der Gesang in der Ferne verhallte. — Als die Kinder am Abend heimkehrten, sangen sie nicht. Dann kamen immer Leute des Weges und Fuhrwerk und Pferde, das hörte sie und sie wollten sich auch nicht so bemerklich machen. Sie sprachen von der Schule und ihren Aufgaben, von dem, was der Herr Pfarre im Unterricht gelehrt und freuten sich schon auf den kommenden Morgen, wo sie wieder singen wollten. So ging es einen Tag um den andern bis zur Weihnachtszeit. Da gab's acht Tage Ferien. Sie konnten nun, wie Sonntags, mit den Jhrigen zu Mittag essen, miteinander spielen und lachen und abends um Kessel und Kasse Lotto spielen. So hatten sie viel Freude. Aber als sie nach Neu-

jahr wieder zur Schule mußten, freuten sich beide doch und trotz der Kälte, die inzwischen eingetreten war, besonders auf ihren Morgengang und die schönen Weihnachtslieder, die sie dabei singen wollten. Die guten Kinder ahnten nicht, wie sehnüchtig ein Herz ihrem frommen Gesang entgegenklopfte, welche lang vergangene Zeiten er in einem andern Wochengerufen. Wohl hatte der wilde Koles das erste das zweite und noch einigemal geschimpft und gedroht, die Ruhestörer, wie er die Sänger nannte, durchzubläuen, daß ihnen die Lust vergehen solle, alle Leute um ihren Morgenschlaf zu bringen, und nur mit Mühe hatte die Frau ihn zurückgehalten, denselben aufzulauern. „Tu es nicht, Bruder, glaube gewiß, der Mathias Halder ist dabei und sein Vater, der im Frühjahr verstorben ist, hat dir doch damals geholfen, du weißt wohl —“ „Schweig“, rief er rauh, „darum kann ich den Bengel doch einmal —“, aber er vollendete den Satz nicht. Die Frau aber lauschte allmorgendlich den Worten, die zu ihr herüberdrönten und ihr wie eine Himmelsbotschaft klangen. Ihr Bruder aber schien sich an den Gesang gewöhnt zu haben, er sprach nicht mehr darüber; es kam ihr vor, als vermisste er ihn sogar, als es nun Morgens so still war. Denn sie betraf ihn ein paar mal, da sie ihm eine Tasse Kaffee ans Bett brachte, den Kopf in die Hand gestützt, als ob er hinaushörte. Doch wagte sie nicht, ihn zu fragen. Er konnte gleich so u-wirrig werden, zumal jetzt, da die Dicht ihn plaste. Heut hatte er sie so früh gerufen und zu trinken verlangt. Als sie eben mit dem heißen Trank zu ihm trat, scholl es laut und begeistert durch das Dunkel: „Mensch, die ihr wa'r verloren, lebet auf, erfreuet euch. Heut ist Gottes Sohn geboren, heut war Er den Menschen gleich.“ Er sah sie mit einem seltsamen Blick an. „Da sind sie wieder“, sagte er, wie zu sich selbst. „Sie singen das Lied das wir auch als Kinder gesungen haben“, bemerkte sie eben. Er antwortete nicht, aber er ward von a ab stiller und sie hatte weniger von seiner Rauheit zu leiden. Er barg es nicht mehr vor ihr, daß er auf den Gesang wartete an jedem Morgen und jetzt fragte er sie gar, wenn er ein Wort nicht verstanden hatte. So ging die Zeit hin, schon tönten die rührenden Jantelieder durch die stille Dunkelheit, da sagte Koles eines Morgens zu seiner Schwester: „Vene ich muß dir etwas sagen. Sieh, lange Jahre bin ich unserm Herrgott aus dem Wege gegangen, du weißt es, und ich habe auch gedacht, es sollte so bleiben, denn ich fände mich nicht mehr zurück zu Ihm wegen all meiner Sünden. Nun legt er mich hier an die Kette mit der Dicht, daß ich nicht mehr gegen Ihn an kann und mich Ihm ergeben muß auf Gnade und Ungnade. Sei still, sage nichts, ich bin noch nicht zu Ende. Es hat in mir gewählt all die Zeit und mein ganzes Leben ist vor mir aufgestanden und an mir vorübergezogen, und je länger ich dem Singen zuhörte, um so tiefer grub es sich in mein Herz, bis ich zu dem Entschluß kam, zurückzukehren zu Ihm, der für uns arme Sünder gestorben ist.“ Er schwieg. Vene aber sank, keines Wortes mächtig, schluchzend vor dem Bette in die Knie.

(Schluß folgt.)

Mut im Alltagsleben.

Habe den Mut, deine Meinung zu sagen, wo es nötig ist.
Habe den Mut, deine Mittel nicht zu überschreiten, wenn du deine Freunde einladest.
Habe den Mut, auf das zu verzichten, was du nicht nötig hast, wenn du's beabsichtigst.
Habe den Mut, wie ein Schüler zu lernen, auch wenn die Leute den Kopf darüber schütteln.
Habe den Mut, einzugehen, daß du arm bist, du nimmst dadurch der Armut ihren Stachel.
Habe den Mut, lieber den Armen zu geben, als dein Geld für Prunk und Pracht zu verschwenden.
Habe den Mut, deine schlechten Reden und Sitten zu bekämpfen, so wirst du ein Held, ob du auch nur eine Waffe führst.
Habe den Mut, einen Freund im schätzbaren Noth zu kennen, auch wenn du sein angezogen bist und mit seinen Leuten gehst.